

Die Schiefelage der österreichischen Gedenklandschaft oder Plädoyer für eine nachhaltige Erinnerungsarbeit vor Ort

Peter Gstettner

Das Bedürfnis nach Erinnerung wächst offensichtlich mit der zeitlichen Distanz zu den Geschehnissen. Woher kommt aber dieses Bedürfnis nach Erinnerung? Ist es richtig, dass die Toten erst wirklich tot sind, wenn die Erinnerung an sie aus dem Gedächtnis verschwunden ist, wenn Unwissenheit und Gleichgültigkeit überhand genommen haben, wenn die Nazigeschichte umgeschrieben, umgebogen und umgelogen ist? Nicht wenige sind am Werk, uns Glauben zu machen, dass wir einer "falschen Geschichtsschreibung", nämlich der der so genannten Siegermächte auf den Leim gegangen sind, dass wir in Österreich eine falsche Erinnerungspolitik betreiben, nämlich die der "Umerzieher", dass wir keinen Schlussstrich unter die Nazizeit ziehen wollen und dass wir, ganz generell, gegenüber den „Volksfremden“ (den Ausländern) schon wieder viel zu tolerant geworden sind.

Die Revisionisten nutzen die zeitliche Distanz zu den Geschehnissen für ihre dreisten Versuche, die Nazi-Verbrechen abzuschwächen, zu beschönigen und um sie schließlich ganz zu leugnen. Sie nutzen die weit verbreitete Unwissenheit und Gleichgültigkeit der Bevölkerung, um das zu relativieren und zu leugnen, was tausendfach durch Zeugen und Dokumente belegt ist: der Völkermord an Juden, Sinti und Roma; die Massaker an der Zivilbevölkerung, vor allem im Osten, in Russland, in der Ukraine, in Polen, im Baltikum, am Balkan; die Massenmorde an Behinderten, Homosexuellen, Alten, Kranken, Geistlichen, Zeugen Jehovas, Deserteuren, ZwangsarbeiterInnen u.v.a.m.

Als ein „Dogma“ wird von den Neonazis hingestellt, was unter Historikern als Faktum gilt: Die Nazis haben missliebige Menschen, die nicht in ihr absurdes und perverses Konzept von Rasse, Blut und Boden passten, zu „Feinden“ des Hitler-Regimes stilisiert, zu Sklaven erniedrigt, zu kriminellen oder lebensunwerten »Ballastexistenzen« erklärt. In dieser Strategie waren die Konzentrationslager, nach Aufhalten in Gefängnissen, Ghettos und Sammellagern, meist die letzte Station. Mauthausen war so eine Endstation, auch wenn es von dort manchmal noch weiter ging, nämlich in eines oder in mehrere der rund 50 Neben- und Außenlager.

Auch mehr als 65 Jahre nach dem Holocaust ist in der österreichischen Öffentlichkeit, die allenfalls die Erinnerung an das Hauptlager Mauthausen finanziert und kultiviert, das kollektive Gedächtnis hinsichtlich der Geschehnisse in den zahlreichen Außenlager, in den Sammel- und Durchgangslager, in den Kriegsgefangenen- und Arbeitslager unterentwickelt. Ebenso wie der Einzelne neigt „die Öffentlichkeit“ dazu, sich die Schmerzen zu ersparen, die eine Erinnerung an die „NS-Zeit vor Ort“ verursacht. Deshalb wird das Erfahrungssammeln an den ehemaligen verstreuten Tatorten der NS-Verbrechen zumeist von der Gesellschaft stark eingeschränkt. „Erinnerung“ wird grundsätzlich nur dann gepflegt, wenn offizielle „Gedenkjahre“ ausgerufen werden, wenn PolitikerInnen für ihre Sonntagsreden eine Bühne bekommen und wenn Kameradschaftsverbände ehemaliger Soldaten ihre martialischen Treffen veranstalten, um dort ihre „militarisierte Trauer (Chaim Shatan) zu demonstrieren. Viele dieser offiziellen Gedenkveranstaltungen haben deshalb den Charakter eines Heldengedenkens oder zumindest den einer repräsentativen Totenehrungen. Ein Bezug zur Gegenwart des erstarkenden Neonazismus und Revisionismus wird bei solchen Veranstaltungen tunlichst vermieden. Jugendliche, sofern sie nicht von den entsprechenden Vereinen und Organisationen extra rekrutiert werden, fühlen sich von solchen „Events der Gestrigen“ mehrheitlich nicht angesprochen.

Auffällig ist jedenfalls, dass der Umgang mit dem Gedenken an die Gefallenen und Vermissten der Weltkriege in Österreich eine wesentlich unbefangener Tradition hat als zum Beispiel das unauffällige, fast schon heimliche Gedenken an die KZ-Opfer oder an die Opfer anderer NS-Verbrechen. Hinzu kommt, dass der politische Wille unverkennbar ist, in der Erinnerung an die Weltkriegstoten die Täter mit den Opfern zu vermischen. Die Folge davon ist die (unbewusste) Tendenz, bestimmte Ereignisse und Episoden zu verdrängen, die entsprechenden „Gedächtnislücken“ zu kultivieren und all jene Ereignisse zu beschweigen, die die eigene Biographie, die eigene Identität verunsichern oder das gesellschaftliche Ansehen des eigenen Ortes, der eigenen Region und seiner Bewohner beeinträchtigen könnten.

Entsprechend gestaltete sich auch der offizielle Umgang mit den Opfern des NS-Regimes in der Nachkriegszeit. Mit Ausnahme von Mauthausen selbst, lässt sich in allen Bundesländern beobachten, dass das Gedenken an die NS-Opfer gerne privaten Initiativen überlassen und auf periphere Orte verteilt wird. Aber, wie Bernhard Schlink in seinem Essay „Vergangenheitsschuld“ schreibt, ohne Identifizierung von Tat und Täter, ohne Feststellung von Schuld und Zumessung irgendeiner Sanktion, ohne dass dies alles öffentlich, sichtbar und durch eine Instanz mit Autorität geschieht, ist für die Gesellschaft nichts erledigt - und so lange ist die NS-Zeit auch nicht „Vergangenheit“, geschweige denn „aufgearbeitet“. Nur auf dem Wege der Befolgung dieser Feststellung können Recht und Gerechtigkeit wieder Maßstäbe der Geschichtsbetrachtung werden, nur wenn wir Orte, Namen und Personen „sichtbar“ machen und öffentlich erinnern können wir unsererseits wieder andere Menschen innerlich bewegen und sensibel machen, sich auch für gegenwärtige Bedrohungen von Demokratie und Menschenrechten zu interessieren und sich dafür zu engagieren.